Der Folterknecht

In einer niederländischen Provinzhauptstadt steht Walid Negash vor Gericht, einer der berüchtigtsten Menschenhändler der Welt. Er soll in Libyen Tausende Flüchtlinge gefoltert haben.

Von Lucia Heisterkamp und Paul Hildebrandt, DER SPIEGEL, 04.11.2024

Der Mann, den die Polizei in den Saal des Strafgerichts der niederländischen Stadt Zwolle führt, sieht unscheinbar aus. Sein Bart ist zerzaust, er trägt einen dunklen Trainingsanzug, der Blick geht ins Leere. Er stammt aus Eritrea, dem Land in Ostafrika, aus dem seit Jahren Zehntausende Menschen fliehen. Auch ihn könnte man auf den ersten Blick für einen Geflüchteten halten, dem die beschwerliche Route durch die Wüste und übers Mittelmeer ins Gesicht geschrieben steht. Doch Walid Amanuel Gebreyesus Negash ist kein Flüchtling. Er soll über Jahre Menschen entführt und in Libyen gefoltert haben. Er soll Frauen vergewaltigt, Männer mit Eisenketten geprügelt und ihre Haut mit heißer Flüssigkeit übergossen haben. Walid, wie er von seinen Opfern genannt wird, 41 Jahre alt, gilt als einer der berüchtigtsten Menschenhändler der Welt.

Mit starrer Miene sitzt der Eritreer da, während die Staatsanwältin vorträgt, was ihm vorgeworfen wird: Über ein Netzwerk an Mittelsmännern in Europa soll Walid Millionen Dollar Lösegeld eingetrieben haben. Sein Geschäftsmodell: Er bot Landsleuten aus Eritrea seine Dienste als Schlepper an und ließ sie auf der Fahrt durch Libyen in Lagerhallen mitten in der Wüste sperren. Dort wurden sie misshandelt, bei eingeschaltetem Telefon, damit ihre Angehörigen im Ausland die Schreie hören und Lösegeld bezahlen.

Das Geschäft mit der Erpressung floriert im Bürgerkriegsland Libyen seit mindestens zehn Jahren. Männer wie Walid, die mit libyschen Milizen zusammenarbeiten und sich ein grenzübergreifendes Netzwerk aufgebaut haben, können dort straffrei Flüchtlinge foltern und ermorden. Die Familien der Opfer leben in Afrika,

den USA oder Europa. Auch in Deutschland haben Hunderte Menschen solche Horroranrufe erhalten. Gefasst wurden höchstens einige Handlanger, die selbst nach Europa geflohen sind.

Doch an diesem Vormittag im Januar 2023 sitzt zum ersten Mal ein einflussreicher Menschenhändler in einem europäischen Gericht, der für seine Verbrechen in Libyen zur Verantwortung gezogen wird. Seither hat der SPIEGEL rund ein halbes Dutzend Termine vor Gericht verfolgt. Das Verfahren gegen ihn läuft bis heute, ein Urteil wird frühstens nächstes Jahr erwartet. Aber schon jetzt liefert der Prozess tiefe Einblicke in ein Netzwerk aus Schleppern, Folterknechten, Milizen und Mittelsmännern, das von Eritrea über Libyen bis nach Deutschland reicht. Er wirft ein Licht auf das schmutzige Geschäft mit eritreischen Flüchtlingen, das jedes Jahr Millionen Dollar an Lösegeld von Familienangehörigen in die Taschen der Menschenhändler fließen lässt. Und er wirft die Frage auf: Warum stoppt niemand die Täter?

Etwa sieben Jahre bevor der Menschenhändler Walid in den Gerichtssaal geführt wird, flieht eine junge Frau aus ihrer Heimat Eritrea. Selam Tesfa heißt eigentlich anders, sie will ihren echten Namen nicht veröffentlicht sehen, aus Angst vor Konsequenzen. Sie ist damals 19 Jahre alt. Heute lebt sie am Rand von Groningen, wo sie dem SPIEGEL im Juni dieses Jahres ihre Geschichte erzählt. Tesfa ist eine zierliche Frau mit dichtem schwarzen Haar.

Damals, Ende 2015, so berichtet sie es, sei sie nachts über die Grenze nach Äthiopien gelaufen. In einem Flüchtlingscamp habe man ihr von Europa erzählt. Drei Monate lang habe sie gewartet, anschließend hätten Schmuggler sie zusammen mit anderen Flüchtlingen in den Sudan gebracht. Kurz hinter der Grenze sei der Treck von konkurrierenden Schleppern überfallen worden. Tesfa zögert kurz, bevor sie mit dem Erzählen fortfährt. Die Männer hätten einige der Frauen vergewaltigt, eine davon sei sie gewesen. Ihre Stimme bricht. Dann, sagt sie leise, habe der Horror begonnen.

Die Männer hätten sie mit 75 weiteren Geflüchteten in einen Laster gepfercht und nach Libyen gefahren. Zehn Tage habe die Fahrt durch die Wüste gedauert, dann sei Tesfa im Mai 2016 aus dem Transporter gestolpert. Sie erinnert sich an ein abgesperrtes

Gelände und an einen Mann mit Gewehr, der auf sie zukommt. Es sei Walid gewesen, in Begleitung von Wächtern. Mit aggressiver Stimme habe er Kommandos gegeben, auf Arabisch und Tigrinya, beides Nationalsprachen Eritreas.

Walid habe zu ihr gesagt: Wenn du freikommen willst, muss deine Familie 7000 Dollar zahlen. Libysche Wächter hätten sie in eine Lagerhalle gebracht. Überall, sagt Tesfa, hätten Gefangene gesessen: Männer, Frauen, Kinder. Mehr als tausend Menschen, so schätzt sie. Walid habe ihr die Hände und Füße zusammengebunden, ihr ein Telefon gereicht und sie gezwungen, ihre Schwester anzurufen, die in Israel lebe. Die Männer hätten begonnen, ihr auf den Rücken zu schlagen, wieder und wieder, damit die Schwester am Ende der Leitung ihre Schreie höre. Walid habe gesagt: Wenn du das Geld nicht zahlst, töte ich dich.

Tesfa schätzt, dass sie zwei Monate in der Halle verbracht hat. Was sie von der Gefangenschaft erzählt, deckt sich mit den Erzählungen anderer Opfer, die in Walids Fänge geraten waren. Der SPIEGEL hat mit rund einem Dutzend Eritreern gesprochen, die in Libyen verschleppt worden sind. Sie leben heute als Flüchtlinge in Deutschland, den Niederlanden oder Schweden. Alle berichten dasselbe von Walids Lagerhallen in der Wüste. Nachts seien die Temperaturen gegen den Gefrierpunkt gesunken, manchmal hätte es durchs Metalldach geregnet. Die Gefangenen hätten sich abwechseln müssen, wenn sie schlafen wollten, weil es so eng war. Einmal am Tag hätten sie Nudeln zu essen bekommen. Und immer wieder, sagt Selam Tesfa, seien die Männer aufgetaucht, um sie zu foltern, zu prügeln, zu vergewaltigen.

Walid, Tesfas Peiniger, galt schon damals als einer der berüchtigtsten Menschenhändler Nordafrikas. Ein Foto aus der Zeit in der Wüste zeigt einen rundlichen Mann mit kahl rasiertem Kopf. Er trägt auf dem Bild ein Maschinengewehr im Arm und Patronenhülsen am Oberkörper. So wie seine Opfer hatte auch Walid einst Eritrea verlassen, vermutlich auf der Suche nach einem besseren Leben. Dann ist er reich geworden mit den Träumen der Flüchtlinge.

Es ist nicht leicht, gesicherte Informationen zur Herkunft dieses Mannes zu bekommen. Der SPIEGEL hat mit ehemaligen Opfern, mit Ermittlern und Wissenschaftlerinnen gesprochen. Und mit Eritreern, die angeben, Walid von früher zu

kennen. Sie wollen anonym bleiben, viele haben noch immer Angst vor ihm, obwohl er mittlerweile in Haft sitzt. Aus den Erzählungen setzt sich Stück für Stück die Geschichte eines unwahrscheinlichen Aufstiegs zusammen.

Walid wurde 1983 in einem Vorort von Asmara geboren, der heutigen Hauptstadt Eritreas, das zu der Zeit noch eine Provinz von Äthiopien war. Das Land befand sich damals in einem blutigen Bürgerkrieg, der endete, als Walid sieben Jahre alt war. Zwei Jahre darauf gründete sich offiziell der Staat Eritrea, der sich bald zu einer der brutalsten Diktaturen Afrikas entwickelte.

Menschen, die von dort kommen und angeben, Walids Familie zu kennen, berichten, dass er sich als Jugendlicher als Tagelöhner durchgeschlagen habe. An Bushaltestellen habe er neben anderen jungen Männern gestanden, um auf die Felder oder auf Baustellen gefahren zu werden. Eritrea ist ein bitterarmes Land, und der Druck auf die Bevölkerung, durch Überwachung oder Militärdienst, ist groß. Mit Anfang 20 verließ Walid offenbar seine Heimat, ging zuerst nach Äthiopien und dann in den Sudan.

Die niederländische Wissenschaftlerin Mirjam van Reisen forscht seit Jahren zum Menschenhandel in Ost- und Nordafrika. Sie beschreibt in einem Gespräch mit dem SPIEGEL, wie sich Walid als junger Mann Schmugglerbanden anschloss, die für andere die Flucht aus Eritrea organisierten. Walids Aufgabe soll es zunächst nur gewesen sein, die Flüchtlinge einzusammeln und sie auf die Lastwagen zu setzen, die sie durch die Wüste bringen. »Samsara« werden die Zwischenhändler in der Region genannt.

Doch als im Jahr 2011 in Libyen eine Revolution ausbrach und der Staat zerfiel, nutzten Walid und andere eritreische Schmuggler die Chance. Sie bauten ihr eigenes Schmuggel-Netzwerk durch die libysche Wüste auf, so berichtet es van Reisen. Unter den Schleppern entwickelte sich ein brutaler Konkurrenzkampf – nur die skrupellosesten unter ihnen hatten Erfolg. Mit einem der Männer tat sich Walid offenbar zusammen: Kidane Zekarias Habtemariam, Schätzungen zufolge Anfang 50, von allen nur Kidane genannt. Gegen ihn wird das niederländische Gericht später ebenfalls Anklage erheben.

Auch Kidane kommt aus Eritrea. Als Jugendlicher habe er im Gemüseladen seines Vaters gearbeitet und sein Geld beim Kartenspiel verprasst, so berichten es Leute, die ihn aus der Zeit kennen. In den späten Nullerjahren habe er das Land verlassen, weil er seine Schulden nicht mehr zahlen konnte. Wie Walid begann er, als Schlepper zu arbeiten, und wurde später Chef eines Netzwerks.

Obwohl sie Konkurrenten waren, teilten sich Walid und Kidane Transportmittel und Lagerhallen an verschiedenen Knotenpunkten der Route, wo sie die Migranten unterbrachten. Bani Walid zählte dazu, eine unscheinbare Stadt in Zentrallibyen, über 100 Kilometer entfernt von der Küste.

Es ist der Ort, an dem später auch Selam Tesfa gefangen gehalten wird.

In einem Außenbezirk von Bani Walid befindet sich bis heute eine verlassene Farm, bestehend aus großen Hallen und einem umzäunten Hof, wie Satellitenbilder zeigen. Dort brachten Walid und Kidane Geflüchtete unter. Etwa 1200 Menschen, so steht es in einem Uno-Bericht, wurden von 70 bewaffneten Männern bewacht. Opfer erzählen, sie seien in den Lagerhallen eingepfercht worden, beinahe ohne Essen und Trinken, ohne sanitäre Anlagen. Krankheiten grassierten, Tag und Nacht brenne Licht. Fast täglich habe sich Walid Frauen ausgesucht, um sie zu vergewaltigen.

Walid und Kidane arbeiteten damals mit Mitgliedern der libyschen Diab-Familie zusammen, denen sie Prozente abtraten. Die Diabs waren gut vernetzt mit den lokalen Machthabern. Sie sorgten dafür, dass die Schmuggler unbehelligt von Islamisten und anderen Milizen arbeiten konnten, indem sie Schutzgelder an die bewaffneten Gruppen der Region zahlten. Einer von ihnen, Moussa Diab, steht seit 2020 auf einer EU-Sanktionsliste. Dort werden Personen aufgeführt, gegen die EU-Staaten Reisesperren verhängt haben und deren Vermögen sie einfrieren.

Die beiden Eritreer, Walid und Kidane, müssen reich geworden sein in dieser Zeit. Flüchtlinge zahlten damals bis zu 10.000 US-Dollar für die Route von Äthiopien nach Italien. Die niederländische Staatsanwaltschaft schätzt, dass die Schmuggler mindestens eine Million Euro pro Jahr mit ihren Geschäften verdient haben. Jeder von ihnen.

Kidane soll seiner Mutter in Asmara eine große Villa gebaut haben, so berichten es ehemalige Weggefährten aus Eritrea. Seiner Schwester finanzierte Kidane laut niederländischer Staatsanwaltschaft wohl ein Leben in Schweden, auch seine Frau und zwei seiner Kinder sollen längst dort wohnen. Von Walid heißt es, dass er ebenfalls seine Familie in Europa finanziert habe. Außerdem verzockten die Schmuggler ihr Geld offenbar beim Kartenspiel.

Zeugen berichten, dass Walid und Kidane geradezu süchtig danach gewesen seien. In Bani Walid hätten sie jede Nacht Karten gespielt, so erzählt es ein Flüchtling dem SPIEGEL. »Wenn einer verlor, kam er zu uns und prügelte auf uns ein. Gewannen sie, machten sie uns kleine Geschenke. Wir wurden zu Fans unserer Schmuggler, wir feuerten sie an, damit sie gewinnen würden.«

Schon damals waren die Geflüchteten den Schmugglern ausgeliefert. Ein Eritreer, der heute in Schweden lebt, sagt: »Sie haben sich wie Götter gefühlt, sie haben uns gesagt: Wir können mit euch tun, was uns gefällt.«

Im Februar 2017, Walid war da schon etwa 15 Jahre im Geschäft, reisten libysche Politiker nach Rom, um dort einen folgenreichen Deal zu unterzeichnen, der die angespannte Menschenrechtslage in Libyen weiter verschärfte. Ein Abkommen, das die Überfahrt von Flüchtenden nach Europa verhindern sollte. Dafür zahlten Italien und die EU Millionenbeträge an die sogenannte libysche Küstenwache, die im Gegenzug die Flüchtlingsboote von der Abfahrt abhielt.

Tausende Menschen steckten daraufhin plötzlich in Libyen fest. Europas Abschottung bremste das Geschäft mit den Flüchtlingen nicht, sie machte es brutaler. Schlepper wie Walid und Kidane begannen nun, die Flüchtlinge systematisch zu foltern, um Lösegeld einzutreiben. Weltweit erhielten Familien Horroranrufe ihrer Angehörigen, die um Lösegeld bettelten.

Auch in Europa. So hörte die niederländische Staatsanwältin Petra Hoekstra zum ersten Mal von dem Foltergeschäft in Libyen.

April 2024, Zwolle, Niederlande: Fahrradfahrer rollen durch die gemütliche Altstadt, Schwäne treiben über die Kanäle. Der Strafgerichtshof liegt in einem gläsernen Gebäude am Rande der Innenstadt. In einem hellen Büroraum empfängt Staatsanwältin

Petra Hoekstra zum Gespräch. Hoekstra, 53 Jahre alt, hat kurze, rot gefärbte Haare. Es ist vor allem ihr zu verdanken, dass zum ersten Mal überhaupt ein hochrangiger Menschenhändler, verantwortlich für Folter und sexualisierte Gewalt an Geflüchteten in Libyen, vor einem europäischen Gericht steht. »Wenn ich etwas anfasse, lasse ich es nicht mehr los«, sagt Hoekstra.

Sie erinnert sich noch gut an den Moment, als sie zum ersten Mal von den Erpressungsanrufen hörte. Sie ermittelte damals im Norden der Niederlande zu Rockerbanden. 2018 war das, ein Jahr nach dem EU-Libyen-Deal. Sicherheitsbehörden hatten Informationen erhalten, wonach Familien mit eritreischem Hintergrund am Telefon von Menschenhändlern erpresst würden.

Hoekstra übernahm die Leitung der Ermittlungen, versuchte herauszufinden, wie viele Familien in den Niederlanden betroffen waren. Suchte nach Zeugen, deren Angehörige verschleppt worden waren. Zunächst ohne Erfolg. Niemand habe mit den Behörden sprechen wollen, sagt sie, zu groß sei das Misstrauen gegenüber staatlichen Behörden in der eritreischen Community gewesen.

Es dauerte Monate, bis sich die ersten Opfer gegenüber Hoekstra öffneten. Sie merkte: Es müssen Hunderte Familien im Land Anrufe aus den libyschen Foltercamps erhalten. Als sie genug Indizien gesammelt hatte, leitete sie Ermittlungen gegen mehrere Männer in Libyen ein, wegen Schmuggels und Geldwäsche.

Zwei Namen, die immer wieder genannt wurden, waren die von Walid und Kidane.

Im Fokus der Ermittlungen standen die Geldtransfers: Die Menschenhändler wiesen die Familien ihrer Opfer in den Niederlanden am Telefon an, das Lösegeld an einen Mittelsmann in der Nähe zu übergeben. Der sammelte das Geld ein, woraufhin ein Kollege an einem anderen Ort denselben Betrag wieder auszahlte. Hawala heißt dieser informelle Geldtransfer, er funktioniert ohne Belege. Viele Migranten in Europa nutzen das System, um Geld an ihre Familien zu schicken. In jeder europäischen Großstadt gibt es Hawala-Stuben. Sie sind zwar illegal – aber die Behörden schaffen es kaum, gegen die undurchsichtigen Strukturen vorzugehen.

Petra Hoekstra und ihrem Team gelang es, die Mittelsmänner in den Niederlanden aufzuspüren. Ihre Geldgeschäfte fanden oft in den Hinterzimmern kleiner Läden statt. Fünf von ihnen sind inzwischen angeklagt. Aber Hoekstra wurde schnell klar: Diese Männer wussten nicht, bei wem das Geld am Ende landet. Hinter der Grenze verlor sich die Spur.

Hoekstra begann deshalb, den Kontakt zu Staatsanwälten anderer europäischer Länder zu suchen. In Italien zum Beispiel, gestützt von den Befugnissen aus der Mafia-Bekämpfung, hörten die Behörden damals bereits im großen Stil Telefone von Schmugglern ab und überwachten Geldtransfers ins Ausland. Immer wieder landeten Handlanger von Menschenhändlern vor Gericht, doch an die Hintermänner, wie Walid oder Kidane, seien auch die Italiener nicht rangekommen, sagt Hoekstra.

Bis heute werden fast überall in Europa Familien erpresst, zahlen Lösegeld über das Hawala-System. Auch in Deutschland. Eritreer hier berichten, dass es kaum Familien in ihrer Community gebe, die noch keine Folteranrufe erhalten hätten. Bislang sind kaum Verfahren dazu in Deutschland bekannt geworden. Die Menschenrechtsorganisation European Center for Constitutional and Human Rights, die sich seit Jahren mit Menschenhandel befasst, kritisiert, dass die deutschen Behörden ein geringes Interesse an Libyen zeigten.

Staatsanwälte aus Italien, Spanien und Großbritannien schlossen sich indes der Ermittlungseinheit von Petra Hoekstra an, koordiniert von der europäischen Polizeibehörde Europol. Nach und nach gelang es dem Team, Walid und Kidane auf die Spur zu kommen. Die Ermittler fanden heraus, dass sich die Männer nicht nur in Libyen aufhielten, sondern immer wieder ins Ausland reisten. In Dubai oder in Äthiopien hätten sie ihr erpresstes Lösegeld für Frauen, Alkohol und Glücksspiel ausgegeben. Dass sie spätestens seit 2018 im Visier der europäischen Ermittler standen, schienen die Menschenhändler entweder nicht zu wissen, oder es beeindruckte sie nicht.

Und dann passierte etwas, das dem Fall eine völlig unerwartete Wendung gab.

Fast zwei Jahre nachdem Hoekstra ihre Ermittlungen begonnen hatte, wurden Walid, Kidane und zwei weitere Menschenhändler festgenommen. Nicht von Hoekstra und ihren Leuten, sondern von Beamten in Äthiopien. Ein ehemaliges Opfer erkannte

Kidane auf den Straßen der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba wieder und alarmierte die Polizei. Hoekstra sagt: »Wir konnten es am Anfang gar nicht glauben, die Geschichte klang zu verrückt.«

Kurz darauf wurden Walid und zwei seiner Mitarbeiter verhaftet. Hoekstra stellte unmittelbar danach einen Auslieferungsantrag.

Doch die äthiopischen Behörden zeigten sich wenig kooperativ. Sie bestanden darauf, den Verdächtigen selbst den Prozess zu machen. Es endet im Desaster, denn wenige Monate nach Verhandlungsbeginn in Addis Abeba, im Februar 2021, floh Kidane während eines Toilettengangs aus dem Gerichtssaal. Angeblich soll er die Wachen geschmiert haben, so berichtete es später die äthiopische Staatsanwaltschaft.

Walid und der zweite Angeklagte erhielten lange Haftstrafen. Kidane wurde zwar ebenfalls in Abwesenheit verurteilt, aber die Zeugen aus dem Gerichtsprozess lebten fortan in Angst vor seiner Rache.

Und Petra Hoekstra nahm ihre Mission wieder auf.

Im März 2022 reiste ihr Team zu einem Treffen nach Lyon, organisiert von der internationalen Polizeiorganisation Interpol. Eingeladen waren auch Ermittler aus dem Sudan, aus Äthiopien und den Vereinigten Arabischen Emiraten. Die Behörden vermuteten, dass das Geld für die Erpressungen über Dubai läuft, ein Bruder Kidanes sollte es dort weiterleiten.

Im Oktober 2022 stimmte die äthiopische Regierung zu, Walid in die Niederlande auszuliefern, damit ihm dort erneut der Prozess gemacht werden kann. Wenige Monate später kam es im Sudan zu einer spektakulären Festnahme.

Am 1. Januar 2023 stürmten sudanesische Polizisten eine Wohnung nahe der Hauptstadt Khartum. Zeitgleich traten bewaffnete Beamte die Tür einer Wohnung in Dubai ein, wo Kidanes Bruder lebte. Später veröffentlichten die Vereinigten Arabischen Emirate davon ein Video in sozialen Netzwerken, unterlegt mit dramatischer Musik. In einer gemeinsamen Pressekonferenz mit Interpol feierten die Behörden ihren Coup. Es sei ihnen gelungen, »den meistgesuchten Menschenhändler der Welt« dingfest zu machen. Kidane, so hieß es, solle bald in die Niederlande überführt werden.

Für Hoekstra endete eine lange Verfolgungsjagd. Sie sagt: »Ich will, dass diese Menschen für ihre Verbrechen verantwortlich gemacht werden.«

An einem Vormittag im November 2023 ist der Gerichtssaal in Zwolle voll. Aus allen Ecken des Landes sind Betroffene angereist. Biniam, 23 Jahre alt, der 2016 einige Monate in Walids Lagerhallen gefangen gehalten worden sei. Er sagt: Wer nicht zahlen konnte, wurde geschlagen. Oder Ermias, 35 Jahre alt, der erzählt: Er habe Walid sofort das verlangte Geld gegeben, aber sei dann an einen anderen Geiselnehmer weiterverkauft worden, um noch einmal zu bezahlen.

Im Warteraum vor dem Gerichtssaal sitzt auch Selam Tesfa, jene Frau, die angibt, von Walid und seinen Mittätern vergewaltigt worden zu sein.

Sie ist eine von mehr als 30 Zeugen im Prozess, auf die die Staatsanwaltschaft ihre Anklage stützt. An diesem Tag ist Tesfa als Zuschauerin gekommen, eine zierliche Frau mit schmalem Gesicht. Später wird sie erzählen, dass sie lange vor der Tür des Saals mit sich gerungen habe, hineinzugehen. Zu groß sei noch immer die Angst vor ihrem Peiniger. Aber dann setzt sie sich in die hintere Reihe, zwischen die anderen Eritreer. Kurz darauf wird der Mann hereingeführt, den sie unter Tausenden wiedererkennen würde: Walid.

Der Angeklagte wirkt müde, er hat Ringe unter den Augen, trägt seinen dunklen Trainingsanzug. Als sie ihn sieht, so erzählt Tesfa es später, habe sie sich plötzlich gefühlt, als wäre sie wieder dort, in der libyschen Hölle. Ihr Körper schutzlos Walids Gewalt ausgeliefert. Sieben Jahre ist das alles her, aber in dem Moment scheint es ihr, als wäre keine Sekunde vergangen. »Ich dachte plötzlich, dass er mir wieder wehtun kann«, sagt sie später.

Walids Opfer sitzen still in den hinteren Reihen des Saals und verfolgen, wie vorn um Recht gestritten wird. Walids Verteidigung erklärt, ihr Mandant sei nicht fähig, die Anklageschrift zu lesen. Er sei Analphabet.

Hoekstra: »Warum haben wir dann alle Akten extra übersetzen lassen?«

Verteidigung: »Unser Mandant besteht eben darauf, alle Dokumente übersetzt zu bekommen.«

Später sagt Hoekstra, die Verteidigung tue alles, um den Prozess in die Länge zu ziehen.

Die Anhörungen finden alle drei Monate statt. Laut niederländischem Recht muss die Staatsanwaltschaft immer wieder begründen, warum der Angeklagte weiterhin in Untersuchungshaft sitzt. Die Verteidigung argumentiert dagegen.

Sie behauptet, ihr Mandant sei gar nicht die Person, für die die Staatsanwaltschaft ihn halte. Es liege eine Verwechslung vor.

Hoekstra bestreitet das. Inzwischen hat ein forensisches Institut Walids Identität bestätigt.

Ein anderes Mal wirft die Verteidigung der Staatsanwaltschaft vor, mit ihrer Anklage auf Grundlage einiger Erpressungsvorwürfe zu weit gegangen zu sein.

Oft dauern die Verhandlungen nicht länger als eine halbe Stunde. Die Befragung von Zeugen, die Untersuchung von Beweismitteln, all das findet unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Inzwischen läuft der Prozess seit fast zwei Jahren. Walid selbst ist nur bei wenigen der Anhörungen anwesend. Die Vertreter der eritreischen Community sitzen dagegen fast jedes Mal auf den Zuschauerbänken, auch ehemalige Opfer. Wenn Walid im Gericht ist, schaut er sie nie an. Doch die Staatsanwaltschaft berichtet, dass er einige der Zeugen aus dem Gefängnis angerufen und sie unter Druck gesetzt habe, damit sie nicht aussagen. Ihre Nummern standen in den Gerichtsakten, auf die auch die Verteidigung Zugriff hat. Walid habe ihnen Gewalt angedroht, heißt es von der Staatsanwaltschaft. Er wurde daraufhin in ein anderes Gefängnis mit höherer Sicherheitsstufe gebracht.

Kidane wurde bislang nicht in die Niederlande ausgeliefert, er sitzt noch immer in Dubai in Haft. Bei einer Anhörung im April 2024 diskutiert die Staatsanwaltschaft sein Schicksal: Hoekstra beantragt, Kidanes Prozess mit dem von Walid zusammenzulegen. Der Richter wendet ein, man könne nicht sicher sein, dass Kidane die Anklageschrift zugestellt wurde. Die Behörden in Dubai reagierten seit Monaten nicht auf Anfragen. Der Richter lehnt den Antrag ab. Nach knapp zehn Minuten ist die Verhandlung vorbei.

Anfang Oktober teilt Petra Hoekstra im Gerichtssaal mit: Kidane wurde in Dubai wegen Geldwäsche zu zwei Jahren und acht Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. Sie sagt,

sie rechne damit, dass er in die Niederlande überführt wird, sobald er die Haftstrafe abgesessen hat.

Die nächste Anhörung im Prozess gegen Walid soll im Dezember stattfinden. Hoekstra hofft, die Verhandlungen kommendes Jahr abschließen zu können. Sie rechnet mit einer langen Freiheitsstrafe, eine genaue Höhe nennt sie nicht.

Was aus dem Vermögen der Menschenhändler geworden ist, weiß niemand. Ein Ermittler von Interpol sagt, es sei unwahrscheinlich, dass das Geld jemals gefunden werde. Hoekstra glaubt, der Großteil des Reichtums sei wohl längst ausgegeben worden.

Geflüchtete berichten, dass die Strukturen von Walid und Kidane in Nordafrika noch immer aktiv seien. Ein Bruder von Kidane soll die Schmuggelroute nun betreuen.

Im März dieses Jahres berichtete die Internationale Organisation für Migration von einem Massengrab in der Wüste, vermutlich liegen darin tote Flüchtlinge, die auf dem Weg nach Norden waren. Noch immer ziehen jedes Jahr Zehntausende Flüchtlinge durch Libyen. Folter und Erpressungen passieren nicht nur in Lagerhallen von Menschenhändlern, sondern auch in den staatlichen Flüchtlingslagern. Die libysche Küstenwache, unterstützt durch Gelder der EU, soll längst in die Verbrechen involviert sein.

All das ist bei dem Prozess in Zwolle nicht relevant.

Die Staatsanwaltschaft verhandelt Einzelfälle. Die Strukturen in Libyen, die Kollaborateure von Walid und Kidane oder deren Verbindungen zu den libyschen Behörden kommen nicht vor.

Dabei gibt es eine Instanz, die einen Prozess mit politischer Wirkung anstoßen könnte: den Internationalen Strafgerichtshof (IStGH) in Den Haag. 2011 hatte der Uno-Sicherheitsrat die Situation in Libyen an das Gericht überwiesen. Tatsächlich laufen dort inzwischen Ermittlungen wegen möglicher Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Libyen, sagt Nicole Samson, Leiterin des Libyen-Teams beim IStGH. Bislang gibt es jedoch weder eine Anklage noch einen Prozess. Denn die libyschen Behörden kooperierten praktisch nicht mit dem IStGH, sagt Samson. Ohne Zusammenarbeit seien Ermittlungen kaum möglich. Sie setzt ihre Hoffnungen daher eher auf den Prozess in

Zwolle. Eine Verurteilung dort könnte ein deutliches Signal an die übrigen Menschenhändler senden: »Ihr seid nicht sicher!«

Eine große Verantwortung für ein kleines Gericht in den Niederlanden.

Im Juni dieses Jahres sitzt Selam Tesfa, 28, in ihrer Wohnung am Rande von Groningen. Sie trägt einen roten Pullover, darauf steht »Trust Yourself«. An der Wand hängt das Bild einer Jesus-Ikone. Immer wieder stockt Tesfa, während sie ihre Geschichte erzählt. Sie schlingt sich ihren Schal um den Körper, als wäre ihr kalt.

Tesfa putzt tagsüber in einem Krankenhaus und verpackt anschließend Pakete, abends bleibt sie meist in ihrer Wohnung und liest, so sagt sie es, oft in der Bibel. Sonntags besucht sie den Gottesdienst der eritreischen Gemeinde. Sie sagt, es sei ihr einziger Glücksmoment.

Walid im Gerichtssaal wiederzusehen, habe sie körperlich mitgenommen, nächtelang habe sie danach nicht schlafen können. Ihre Stimme versagt. Sie weint.

Aber dann möchte sie weitererzählen.